

Premiere im Schauspielhaus: „Aus Liebe“

# Fußnoten zu einem Familiendrama

Mancher fühlte sich wie im falschen Film – und wartete das Ende gar nicht ab. Aber wie Peter Turrinis groteskes Stück „Aus Liebe“ am Nürnberger Schauspielhaus mit viel Videotechnik inszeniert wird, hat durchaus seinen Reiz... trotz der nicht zu leugnenden Längen!

**K**ein guter Tag für Gott. Nicht nur dass man – auf Englisch, sorry! – wohl von einem Bad-Hair-Day sprechen muss.

Die Perücke, die Jochen Kuhl aufhat, erinnert fatal an Rex Gildos letzte Tage oder, um bei den halbwegs Lebenden zu bleiben, an Bernie Ecclestone in frivolster Haarverlegenheit. Dazu die fiese Sonnenbrille und ein Anzug, den man eher bei Vertretern für Teppichreiniger erwartet als beim lieben Gott persönlich.

Merklich geknickt tappt dieser über die Bühne, sinniert über die eigene Schöpfung, die doch so gut begonnen habe, bis, nun ja, bis irgendetwas fürchterlich schief lief. Liegt es gar daran, dass er den Menschen nach seinem Ebenbild erschuf? Schockschwerenot, so wollten wir doch eigentlich nicht aussehen! Niemals!

Was wir  
sehen, gibt es nicht



Szenen einer Ehe: Louisa von Spies und Stefan Lorch als Familie Weber, links das engelhafte Töchterchen der beiden, das gerade gefilmt wird. Bei der Projektion sieht es dann so aus, als ob sie wirklich im Bett liegt... Fotos: Staatstheater/Bührlé

Aber göttlich ist dieser Auftritt allemal, und Jochen Kuhl wird auch in anderen Rollen, etwa als schmierig vertrottelter Polizist, der einen jungen Kollegen (Philipp Weigand) anlernt (zumindest im Gebrauch von Sprichwörtern), regelrecht glänzen. Man sieht daran, dass „Aus Liebe“ in Nürnberg auch mit Liebe, ja mit viel Liebe inszeniert wurde.

Leider nur mit Liebe zum Detail. Peter Turrinis Stück über einen Familienvater, der – ohne ersichtlichen Grund – sich eine Axt besorgt und damit am Ende des Tages Frau und Tochter umbringt, verliert im Schauspielhaus darüber jede Dramatik. Das ist schade.



Christian Taubenheim als Bulle.

Aber die Folge eines Konzepts, bei dem die Spannung von vornherein auf ganz anderen Dingen ruht: nicht auf den Menschen, sondern auf Bildern. Darauf, wie das Bühnengeschehen konstant mit vielen kleinen Kameras aufgenommen und live auf einer Leinwand gezeigt wird. Theater wird Film – oder ein bizarres Mischwesen. Denn immer sieht man: Was wir sehen, ist künstlich hergestellt, ein Produkt, das es in Wirklichkeit nicht gibt.

Die englische Regisseurin Katie Mitchell hat diesen Trick zu ihrem Markenzeichen gemacht, mit einer Kino-Perfektion, die Markus Heinzelmann und sein einfallsreiches Team – Bühne: Gregor Wickert, Kostüme: Tine Becker, Video: Boris Brinkmann – gar nicht erst anstreben.

Verspielt, ironisch und mit erheitender Nähe zur Trash-Ästhetik machen sie die Bühne zum mehrstöckigen, multipel einsetzbaren Filmset, das ständig verändert wird, sich hebt oder senkt, sich zu neuen schabigen Räumen und Winkeln weitet.

Was für ein Aufwand für ein Werk, das man auch (und vielleicht sogar besser) als flottes kleines Kammerstück anlegen könnte! So dass die Umbaupausen nicht länger dauern als manche Szene...

Von der tristen Ehe-Küche über die U-Bahn ins Café, vom Kommissariat in den Baumarkt oder ins kühle Hurenbett: Keine Mühe wird gescheut, um die einzelnen Tat-Orte atmosphärisch zu gestalten. Wenn einer Kaffee trinkt, wird am Bühnrand ein zweiter Becher eingeschenkt – und dann als Großaufnahme in den laufenden Film eingeschmuggelt.

Sicher, das ist komisch. – aber kostet Zeit. Zuviel Zeit.

Noch komischer wird es, wenn sich Marion Schweizer – umwerfend! – als einsame Witwe an fremde Männer heranmacht und (pars pro toto) von ihrem Kuchen nascht: fast wie eine von Werner Schwabs schamlosen „Präsidentinnen“. Wenn Christian Taubenheim einen kettenrauchend dozierenden Wiener Kriminalermittler („Kottan ermittelt“ lässt grüßen) oder Thomas L. Dietz einen bärtigen, verückt brabbelnden Penner, der an Philip Seymour Hoffman erinnert.

### Herr Weber braucht kein Geld mehr

Völlig perplex bekommt er von Herrn Weber, dem frustrierten Parlamentsassistenten (Stefan Lorch) nicht nur ein paar Euro, sondern den ganzen Geldbeutel ausgehändigt. Herr Weber braucht ihn nicht mehr, er ist am Ende angelangt: einer der wenigen Momente, die auch berühren.

Ansonsten werden Lorch und Louisa von Spies als seine Frau, die an der Ehe längst verzweifelt ist (im roboterhaften Overall und mit Film-Blicken

wie bei Cindy Sherman), zur stummen Stoik verdammt. Eher Statisten des eigenen Schicksals, Dummies der Entfremdung.

Kunstvoll inszeniert sie Heinzelmann in eigenen, getrennten Einstellungen: Nur als Bilder sehen sich die Köpfe an, die realen Körper stehen im Raum weit voneinander entfernt. Den Mord als Höhepunkt der Interaktion zeigt er gar nicht.

Einmal, zwischen zwei Szenen, regnet es über dem Paar, dazu erklingt ein trauriger Popsong. Doch diese Mittel offenbaren nur, woran es sonst fehlt: am Gefühl. Und das können auch die Kameras nicht herstellen, im Gegenteil: Sie stehen stets zwischen Schauspielern und Zuschauer.

In „Einige Nachrichten an das All“, Markus Heinzelmanns lustiger erster Nürnberger Inszenierung, spielte Henriette Schmidt, die auch hier wieder markante Akzente setzt (etwa als Frau, der man ihre drei Kinder wegnahm), eine „Fußnote“.

Das Problem von „Aus Liebe“, dieser gefährlich kleinteiligen Satire, ist, dass er nur noch Fußnoten bebildert hat – und nicht den Text.

*Wolf Ebersberger*